

Kritischer Journalismus in der Kritik

Vinzenz Wyss

Was passiert, wenn ein Parteipräsident öffentlich kritisiert, die „Arena“ des Schweizer Fernsehens gehe politischen Instrumentalisierungsversuchen auf den Leim, statt „die echten Probleme der Schweiz“ zu thematisieren? Der Journalismus schreit im Rudel auf und will die Medienschelte als interessen geleitetes Ablenkungsmanöver entlarven. Und dies, obschon die Mehrheit der Medienschaffenden weiss, dass Fulvio Pelli im Kern Recht hat: Sendeformen wie „Arena“ leisten populistischer Vereinnahmung Vorschub und sind für die differenzierte Austragung von Interessenkonflikten kaum ausgelegt.

Die reflexartige Reaktion auf die Medienschelte Pellis ist grundsätzlich nachvollziehbar, steht sie doch für den Kampf des Journalismus um seine Emanzipierung von der Politik. Nun stellen wir aber fest, dass Medien häufig auch dann in derselben Weise reagieren, wenn etwa Gentechniker, Religionsvertreter oder Wirtschaftsbosse – also Akteure aus anderen Gesellschaftsbereichen – Kritik am Journalismus üben. Diese verstehen nicht, wie der Journalismus funktioniert, kontern die Medienschaffenden kopfschüttelnd.

Journalismus als Ritual

Medien würden nun einmal instrumentalisiert; vom Journalismus könne eben nur Resonanz statt Relevanz erwartet werden, wird man etwa in der „Weltwoche“ belehrt. Die süffige Analyse spitzt das zu, was in der Medienwissenschaft seit den 1980-er Jahren immer wieder mit empirischen Evidenzen belegt wird: Journalismus läuft Gefahr, unter dem Deckmantel des so genannten „Objective Reporting“ einer simplen organisatorischen und „professionellen“ Effizienzlogik zu folgen. Wenn Journalismus quasi ohne Bewusstsein – unter Anwendung eines ritualisierten Schemas – zu einer Rede eine beliebige Gegenrede ausfindig macht, wird es für die PR ein Leichtes, die Medienöffentlichkeit dienstbar zu machen.

Es mag sein, dass Fulvio Pelli am Beispiel der „Arena“ auch diese weit verbreitete journalistische Praxis an den Pranger stellen wollte. Doch wie ist auf Seiten der Medienprofession darauf nun zu reagieren?

Wer behauptet, es gehe halt nur um Resonanz, nicht um Relevanz, spricht den Medien ihre Rolle in der Demokratie ab. Zynische Hinweise auf die Kritikfunktion als „heilige Kuh“ helfen da nicht weiter. Vielmehr lohnt es sich, in den Debatten über journalistische Qualität erst einmal grundsätzlich anzusetzen und mithin die Rolle und Praxis des Journalismus in der Gesellschaft unter die Lupe zu nehmen. Das versucht die Medienwissenschaft. Sie konzipiert Journalismus als ein eigenständiges soziales System, das andere Systeme wie zum Beispiel Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft dabei unterstützt, Gesellschaft aktuell zu beobachten, und den Bürger ermächtigt, an ihr teilzunehmen.

Journalismus irritiert

Journalismus folgt dabei einer Eigenlogik, die als „Mehrsystemrelevanz“ bezeichnet werden kann: Er bearbeitet und inszeniert solche Themen, die über den Bereich und Ort hinaus, in dem sie passieren, Bedeutung erlangen. Journalisten berichten, weil ein Thema im Kontext möglichst vieler gesellschaftlicher Teilsysteme „Anschlusskommunikation“ auslöst. So wird beispielsweise das Thema „Import von gentechnologisch verändertem Tierfutter“ nicht nur aus einer wirtschaftlichen, sondern

auch aus einer wissenschaftlichen, politischen, rechtlichen oder ethisch-religiösen Perspektive bearbeitet. „Journalistisch“ ist eine „Geschichte“ dann, wenn hierbei Inkonsistenzen oder Irritationen zwischen unterschiedlichen Systemlogiken verdeutlicht werden. Der kritische Journalismus wird zudem darauf achten, das Auseinanderklaffen von Normvorstellungen und beobachtbarem Handeln zu thematisieren – wobei die Veröffentlichung dieser Inkonsistenz zur Anklage werden kann.

Es ist nachvollziehbar, dass die Repräsentanten der betroffenen Systeme – eben Gentechniker, Religionsvertreter oder Wirtschaftsleute – die journalistische Produktion von Mehrsystemrelevanz als unterkomplex auffassen: sie denken und handeln aus der Perspektive ihrer eigenen Systemlogik. Für das Fortkommen einer modernen, ausdifferenzierten Gesellschaft ist aber der Relevanz erzeugende journalistische Beitrag zur Selbstbeobachtung unabdingbar.

Beliebigkeit statt Mehrsystemrelevanz

Was bringt uns nun diese Analyse der gesellschaftlichen Funktion des Journalismus? Sie macht deutlich, dass die journalistische Beobachtung – vor allem aus Sicht der Betroffenen – an Beliebigkeit grenzen kann. Dies vor allem dann, wenn sich Journalismus damit begnügt, statt Mehrsystemrelevanz nur Resonanz zu erzeugen – formal, schematisch, inhaltsleer ritualisiert.

Also muss die journalistische Praxis durch ein normatives Konzept ergänzt werden, das danach fragt, was wir als Mitglieder dieser Gesellschaft wollen. Ansprüche, Werte und Normen kommen ins Spiel, wenn wir (selbst-)kritisch danach fragen, ob uns ein Journalismus als „Agent provocateur“ reicht. Ist nicht vielmehr ein Berufsbild adäquat, das dem Journalisten als professionellem Beobachter und Produzent von Mehrsystemrelevanz eine Verantwortung zuschreibt?

Dies setzt freilich klare Vorstellungen über die kritische Rolle des Journalismus in der Gesellschaft voraus. Zudem wäre danach zu fragen, ob der Journalismus aufgrund seiner mediokrinen Ausstattung mit Ressourcen überhaupt in der Lage ist, den von ihm erwarteten Dialog zwischen den Systemen sinnbezogen und verantwortungsvoll zu organisieren.

Der Verein „Qualität im Journalismus“ macht es sich zur Aufgabe, diesen selbstkritischen Diskurs über die Qualität journalistischer Leistungen immer wieder anzustossen. So etwa an der jährlich stattfindenden Herzberg-Tagung, an der in diesem Jahr Journalisten und deren Kritiker im Dialog Argumente für die Kritikfunktion der Medien entwickeln. Der Verein behandelt die oft beschworene Kritikfunktion der Medien nicht wie eine heilige Kuh, sondern versucht, im Dialog mit der Branche und deren Kritikern die ins Feld geführte „kernlose Etwasheit“ mit Sinn auszustatten, um sich so für eine ernst zu nehmende Medienschelte fit zu machen.